

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 52.

Donnerstag, den 2. März 1905.

20. Jahrgang.



Eisenbahnunglück. Man meldet uns aus Rom, 28. Februar: In Reggredo stieß der verspätete Zugzug Cannes-Wien auf das Hintergeleise eines Güterzuges. Die Lokomotive des Zugzuges wurde umgeworfen, drei Wagen des Güterzuges zertrümmert. Die Güterzüge in Brand. Ueberall bleibt die Post aus. In Mailand steigen die Fleischpreise. Von Rom sind jetzt nach allen Seiten des Albanergebirges Postkutschen eingerichtet.

Stiftungen. Man meldet uns aus Mannheim, 28. Februar: Der kürzlich verstorbene geheime Kommerzienrat Heinrich Lang hat auf seinem Sterbebett seiner Gemahlin aus Herz geliebt, im Laufe des nächsten Jahres den Betrag von 4 Millionen M. zu Wohlfahrts-Einrichtungen zu Gunsten der Beamten und Arbeiter seiner Fabrik, sowie für öffentliche Wohltätigkeits- und Wohlfahrtszwecke zu verwenden. In Ausführung dieses Wunsches hat Frau Kommerzienrat Lang zunächst außer Zuwendungen für spezielle Zwecke des Kapitals der Beamten- und Arbeiterpensionskasse der Fabrik Heinrich Lang um 500.000 M. erhöht und ferner für den Neubau eines Krankenhauses in Mannheim den Betrag von 600.000 M. gespendet.

Schiffsunfälle. Aus Kiel kommt die Meldung, wonach in der letzten Nacht bei einer Übungsfahrt der aktiven Schlachtschiffe des Torpedo-Divisionsboot D 6 mit dem Kreuzer Amazone zusammengestoßen sei. Die D 6 wurde in ein Dack der kaiserlichen Flotte geschleppt. Verunglückt ist niemand.

Stiftungen. Man meldet uns aus Mannheim, 28. Februar: Der kürzlich verstorbene geheime Kommerzienrat Heinrich Lang hat auf seinem Sterbebett seiner Gemahlin aus Herz geliebt, im Laufe des nächsten Jahres den Betrag von 4 Millionen M. zu Wohlfahrts-Einrichtungen zu Gunsten der Beamten und Arbeiter seiner Fabrik, sowie für öffentliche Wohltätigkeits- und Wohlfahrtszwecke zu verwenden. In Ausführung dieses Wunsches hat Frau Kommerzienrat Lang zunächst außer Zuwendungen für spezielle Zwecke des Kapitals der Beamten- und Arbeiterpensionskasse der Fabrik Heinrich Lang um 500.000 M. erhöht und ferner für den Neubau eines Krankenhauses in Mannheim den Betrag von 600.000 M. gespendet.

An einer „Operationsmanie“ leiden zur Zeit, wie ein Londoner Blatt berichtet, die Bewohner des vornehmen Stadtteils West End. Bei jeder Krankheit einer bekannten Persönlichkeit kann man diese Manie von neuem beobachten, die für beschäftigte Ärzte eine wirkliche Plage ist. Die Prinzessin Victoria von England, die einzige unverheiratete Tochter des Königs, litt vor kurzem an Appendicitis und mußte sich einer Operation unterziehen; die Folge davon ist, daß ein bekannter Chirurg in London in den letzten 14 Tagen 37 Fälle nur eingebildeter Appendicitis hatte, die er ganz ernsthaft behandeln mußte. In der Regel rät der Arzt seinen Patientinnen — denn gewöhnlich handelt es sich um Frauen, die nichts zu thun haben —, daß eine Woche in eine Privatklinik zu gehen, um sich für die Operation vorzubereiten; dort besucht er sie regelmäßig und nach Ablauf dieser Zeit berichtet er ihnen ernstlich, daß die Gefahr vorüber ist. Aber mehr als einmal haben die Kranken sich nicht überzeugen lassen und darauf bestanden, daß eine Operation vorgenommen werden mußte. Einmal mußte eine eingebildete Kranke für kurze Zeit betäubt werden, es wurde ihr ein Verband angelegt, und die Behandlung wurde mehrere Tage in derselben Weise fortgesetzt, als ob wirklich eine Operation vorhergegangen wäre. Dann erst war sie zufrieden und fühlte sich wieder gesund. Für eingebildete Schmerzen sorgen schon die „Nerven.“ Eine etwas mißliche Frage ist in solchen Fällen die Honorarfrage. Das Weibchen der Patienten wird rege, wenn der Arzt nicht das volle Honorar verlangt; thut er es aber, so können sich später daraus Verwickelungen ergeben. Ein Chirurg verlangt und erhält sein Honorar von 2500 M.; die Mehrzahl der Ärzte wird ihm zugestehen, daß er es voll und ganz verdient hat, wenn sie die Leute kennen, die an dieser „Operationsmanie“ leiden.



Wiesbaden, 1. März 1905

Gesellschaftliche Hochsalon.

Herr und Frau X. geben sich die Ehre. — Ach du lieber Himmel, schon wieder eine Einladung! Willmuthig wirft der moderne Gesellschaftsmensch das goldgeränderte Kartonblattchen, das ihn wieder mal in konventionelle Banden schlägt, auf den Tisch und seufzt, — seufzt, aus tiefstem Herzensgrunde. Keine Zeit bei Tag und Nacht! Gestern ein Selbstbrüht, heute ein Witzaffekt, morgen ein Souper und übermorgen ein Ballfest, so geht das in infinitum fort — kein Tag ist unbesetzt. Raum hat

man sich eine Nacht auf dem Hausballe bei Schulzes um die Ohren geschlagen, mit wachem Heroismus alle Mauerblümchen aus ihrer peinlichen Lage erlöst, märchenhaft sauren Rothpohls getrunken und transparent belegte Butterbröde dazu gegessen, da muß man schon wieder ein Diner bei Müllers mitmachen und dazu eine Rede schwingen, weil — nun weil es einmal Sitte ist. Im Schweife seines Angesichtes concipiert man vorher den Speech auf ein paar lose Blättchen und als man dann beim Diner im Begriffe steht, an's Glas zu klopfen, bemerkt man, daß von den Blättern, die man vor sich hinlegen wollte, eins oder gar mehrere fehlen. So gut oder so schlecht es gehen will, hüpft man nun seine Rede ab, aber sich noch ein paar Stunden in so besser Tischkonversation und kommt in dem Bestreben, liebenswürdig zu sein, kaum zum Essen, versichert aber nichtsdestoweniger der Hausfrau beim Abschied mit strahlenden Mienen, daß es „wieder einmal reizend gewesen sei“, um sich dann am nächsten Tage nicht etwa auszurufen, — bewahre, — das gibt es für den Gesellschaftsmenschen nicht, nein — um sich mit wahrer Todesverachtung zu einem sogenannten „Musikalischen Thee“ in befreundeter Familie zu begeben. Eine solche Veranstaltung bildet für den Kenner das Schrecklichste der Schrecken. Erst klopft das Tüchlein des Hauses nach vieler Pierei irgend ein gehobenes modernes Salonstück herunter, wobei sie den totalen Mangel an Vortrag durch eine Anzahl falscher Töne zu ersetzen sucht. Dann versichert uns irgend ein Herr mit größtem Bierbrau, daß er nicht „groß“ und „daß“ er eine Uhr bei sich trage“ und darauf wird ein Violinkonzert vom Sohne des Hauses verjagt, während welcher Darbietung sich der hämische Zuhörer an dem Gedanken entzündet, wie herrlich es sein müsse, wenn jetzt sämtliche 4 Saiten des Instrumentes platzen. Daß der herumgerückte dünne Thee mit dem verblüffend trockenen Gebäck nicht dazu beiträgt, das Auditorium in Begeisterung zu versetzen, ist klar, dennoch aber ruft jede vorgetragene Piere einen wahren Wellensturm hervor. Ja, ja, es bietet wunderbare Genüsse, das gesellschaftliche Leben man meditiert, konversiert, applaudiert, pfeift, pfeift und ist am Schluß der Saison körperlich und geistig nahezu — ruiniert! Darum, — Alles mit Maßen genießen, — auch die Freuden der Gesellschaft!

Königliche Schauspiele. Irthümlichen in die Öffentlichkeit gelangten Nachrichten gegenüber sei hier festgestellt, daß Herr Ernst Winkel noch bis zum Herbst 1905 für das hiesige königliche Institut verpflichtet ist.

Volkshäuslicher Genuß des Volksbildungsvereins. Montag Abend hielt Herr Archivar Dr. von Dornau einen Lichtbilder-Vortrag über das antike Rom und seine Ruinen. Zunächst zeigte er an zwei Stadtplanen die Lage und die Entwicklung des alten und modernen Roms. Dann führte er in Wort und Bild das Forum vor mit den herrlichen Resten alter Pracht, das Capitol, Ruinen alter Tempel und Paläste, dann die Triumphbögen, Siegesfalsen, Kunstwerke in Marmor und Bronze und zuletzt die Grabdenkmäler an der Via Appia, und die Engelsburg. Das Publikum, welches die große Aula der Mädchenschule bis auf den letzten Platz füllte, folgte dem Redner mit gespanntester Aufmerksamkeit und spendete reichlichen Beifall.

Stolzeischer Stenographenverein (S. S.) Im Hotel-Rest. Friedrichshof findet am 1. März Abends die Monatsversammlung statt. Der wichtigste Tagesordnungspunkt wird um recht zahlreiches Erscheinen der Mitglieder gebeten.

Der große Maskenball des Gesangsvereins. Wiesbadener Männerklub, welcher am Sonntag im Kurtheater stattfand, hatte sich eines sehr außerordentlich starken Besuches zu erfreuen, daß die sämtlichen Räume bis auf den letzten Platz gefüllt waren. Bald hatte sich ein buntes fröhliches Treiben entfaltete, das in ungetrübter Weise bis zum hellen Morgen anhielt. Wiederum war es die Damenwelt, die sich betreffs ihrer Masken besonders hervorgethan hatte, während man dies von den Herren weniger sagen kann, weshalb das Preisrichterkollegium denselben nur 3 Preise zuertheilen konnte. Die 6 werthvollen Damenpreise wurden in folgender Weise theilt: Den 1. Preis erhielt eine Prinzessin „Corneville“ (Frau Weber), den 2. die „Blonde“ (Hr. Brädel), den 3. die „Aster“ (Hr. Hemmer), den 4. die „Zeit-ung“ (Hr. Stern) und den 5. loosten „Tänzerin“ (Frau Ruff) und „Drachen“ (Frau Lang), um den 6. loosten „Aschenbrödel“ (Frau Ruff) und zwei Studentinnen (Hr. Glische). Den 1. Herrenpreis erhielt der „Kreuzritter“ (Herr Schmutz), den 2. der „Kartenspieler“ (Herr S. Wolf), den 3. „Schwiegermutter“ und „Schwiegermutter“ (Herr und Frau Widemann). Eine originelle Musiktruppe, gestellt von aktiven Mitgliedern, welche viel zur Unterhaltung beitrug, verzichtete auf einen Preis. Der Wiesb. Männerklub kann auf dieses wohlgelungene Maskenfest stolz sein, er hatte dasselbe aber auch in musterwürdiger Weise arrangiert und somit seinen guten alten Ruf auf das glänzendste bewahrt.

Scherrischer Männerchor. Der am kommenden Sonntag den 4. März im katholischen Vereinshaufe stattfindende Maskenball mit Preisvertheilung verspricht, der außergewöhnlichen Nachfrage zu entsprechen, ein stark besuchter zu werden. Auch die im Schaufenster der Firma Ernst Neuser ausgestellten Preise scheinen eine große Anziehungskraft auszuüben. Zur Vertheilung kommen vier werthvolle Damen-, 3 Herren- und 1 Gruppenpreis. Die Vertheilung der Preisurtheile findet zum Theil aus Herren

des im Saal anwesenden Publikums statt, wodurch eine gerechte Vertheilung der Preise gesichert ist. Da die seitherigen Maskenbälle des Vereins sich immer großer Beliebtheit erfreuten, so kann ein Besuch nur empfohlen werden.

Die Maskenpreise der Gesellschaft „Fidelio“ sind in dem Herren-Konfektionsgeschäft von Bruno Wandt, Kirchstraße, zur Besichtigung ausgestellt. Der Maskenball findet, wie aus dem Anzeigenteil ersichtlich, am Fastnachts-Samstag, den 4. März im „Kaiserpaale“, Dohmerstraße 15 statt.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

— Maxim Gorki ist nun auch bei den Deutschen zur bekanntesten Persönlichkeit geworden. In Russland sind seine Schriften im Doudoir der Salonlady so gut wie im Quartier des ärmsten Studenten, oder im Stübchen des schlichten Fabrikarbeiters anzutreffen. Eine Auswahl seiner Erzählungen ist in vorzüglicher Uebersetzung von August Scholz in den „Büchern der Weisheit und Schönheit“ erschienen, Preis 2.50 M. (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer.) Der hübsch ausgestattete Band enthält zugleich einen Abriß des überaus feltamen und bewegten Lebens des Dichters.

Sicher und schmerzlos wirkt das seit 30 Jahren bewährte **echte Radlauer'sche Fühneraugenmittel**, N. 60 Pf. Nur echt mit der Firma: **Kronen-Apotheke, Berlin.** Depot in den meisten Apotheken und Drogerien. 58488

Rauhe Hände werden hart und weich durch Gebrauch des an Feinheit unterrichteten, nicht fetten in Tuben **Myrrhologlycerin.** 726/97

Geldsittliches.

— Nicht genug zu bewundern ist der Erfolg, den das vielgepriesene Sanatogen als Kräftigungsmittel zu verzeichnen hat. Als deutsches Erzeugnis hat es sich in schnellem Siegeszuge auch im Auslande die Sympathien der Ärzte und des Publikums erworben und muß es jeden mit Stolz erfüllen, daß deutsche Industrie und Wissenschaft so Hervorragendes geleistet hat. Weit über 2000 Professoren und Ärzte haben dem Sanatogen ihre Anerkennung ausgesprochen und schätzen es als wirksamstes Kräftigungs- und Auffrischungsmittel für Alle, die schwach, matt, blutarm und nervös sind und denen Schlaf, Appetit und Lebenslust fehlt. Schon eine 3-4wöchentliche Sanatogen-Kur wird jedem Leidtragenden die Ueberzeugung bringen, daß das Mittel, wie kein anderes, ihm Kräftgefühl und Frische verleiht, sofern überhaupt Hilfe noch möglich ist.

Das natürlichste und sicherste Mittel gegen **Einkaufsverkennung** ist unbedenklich **Kuhfus' Grammbrot** (preisgekrönt auf der Wiener-Ausstellung 1904). Der Genuß von 1-2 Scheitern zu jeder Mahlzeit verleiht selbst in den hartnäckigsten Fällen die frische Wirkung. Aus gewaschenem Weizen nach streng hygienischen Grundsätzen hergestellt. **Absolut rein, wohlschmeckend und leicht verdaulich.** Bester Brod für Diabetiker und Diabetiker. **Herzlich empfohlen!**

Zu haben in den meisten besseren Delikatess- und Colonialwaaren-Geschäften. 8954

Grahamhaus Wiesbaden. Zietenring 8. Erste und einzige Schrot- und Getreide-Mühle mit eigener Mälzerei. Elektr. Betrieb.

Künstlerische Photographie. **Karl Schipper,** 31 Rheinstr. 31. Tel. 2763



Unterricht für Damen und Herren.

Lehrfächer: Schönschrift, Buchführung (einf., doppelte u. amerikan.), Correspondenz, Kaufmann, Rechnen (Prog., Zinsen u. Conto-Corrent-Rechnen), Buchführung, Kontorunde, Stenographie, Maschinenschreiben, Gründliche Ausbildung, kluger und sicherer Erfolg. **Tages- und Abend-Kurse.**

NB. Neueinrichtung von Geschäftsbüchern, unter Berücksichtigung der Steuer-Selbstverpflichtung, werden discont ausgeführt. 4816

Heinr. Lecher, Kaufmann, langj. Fachlehr. a. groß. Lehr-Instit. Luisenplatz 1a Partier u. II. St.

Total-Ausverkauf!

Schluss 1. April.

30% Rabatt

auf Glas, Porzellan, Erden- und Steinwaaren. **W. Heymann,** Ellenbogenstraße 3.

Schwarze und weisse Stoffe, speziell für Confirmanden

in grösster Auswahl.

Langgasse 9.

Geschw. Meyer,

Langgasse 9.

5551



Nr. 52.

Donnerstag, den 2. März 1905.

20. Jahrgang

Das Majorat.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Gewiß, und trotz aller Gegenbeweise halte ich an diesem Verdacht fest“, erwiderte Martin, und dann berichtete er seinem aufmerksam zuhörenden Begleiter die rohe Mißhandlung des Wilddiebes und die Schritte, die er in dieser Angelegenheit bereits gethan hatte.

„Ich begleitete also heute morgen den Bruder des Wildberers“, fuhr er fort, nachdem er bis zu diesem Punkte gekommen war, „er führte mich auch wirklich in die Wohnung seines Bruders. Eine armselige Dachkammer, Herr, glänzende Geschäfte scheint der Wilddieb nicht gemacht zu haben. Der Kerl lag im Bette, er roch nach Brantwein und sah so gesund aus, wie es ein Mensch nur sein kann. Wollte natürlich all die Tage im Bett gelegen und sein Wässerchen getrübt haben. Aber er war frech und trozig und es giebt eine trozige Frechheit, die einem ehrlichen Menschen Mißtrauen einflößen kann.“

„Wer ist sein Bruder?“ fragte der Inspektor. „Ein ehrlicher Mann, oder geht er auch auf verbotene Jagd?“

„Ich glaube, daß er ein ehrlicher Mensch ist, man kann es ja begreifen, daß er den Bruder retten möchte. Und es hat auch den Anschein, daß er selbst an die Unschuld des Bruders glaubt.“

„Aber es muß doch auch ihn befremden, daß ein gesunder Mensch tagelang im Bette liegt. Ich vermute, daß dieser Bruder Komödie spielt, und daß Sie ihm zu leicht Vertrauen geschenkt haben. Die Beiden stecken wahrscheinlich unter einer Decke! Eine Schußwaffe haben Sie natürlich im Zimmer nicht gesehen?“

„Nein, der Wilderer behauptete, keine zu haben, er wurde grob, weil ich ihm früher die Büchse confiszirt hatte. Ich ließ mich dadurch nicht irre machen, ich sagte ihm gerade heraus, daß mein Verdacht nicht zu erschüttern sei, er sprang aus dem Bett und forderte mich auf, alles zu durchsuchen.“

„Sie fanden nichts?“ fragte der Inspektor.

„Nicht das Geringste, was meinen Verdacht hätte bestätigen können“, erwiderte Martin. „Wenn der Kerl nur nicht so hämmisch gelacht hätte! Es machte ihm Spaß, daß er mich an der Nase führen konnte, das sah und hörte ich ihm an.“

„So wird er die Büchse fortgeworfen haben.“

„Glauben Sie das nicht, so leicht trennt ein Wilddieb sich von seiner Büchse nicht. Er hat sie versteckt, sie wird hier im Walde sein. Wenn ich nur wüßte, wo ich sie suchen soll! Hier sind wir an meinem Hause, treten Sie einen Augenblick mit mir ein, ich führe Sie dann zum Schauplatz der That.“

„Vergeffen Sie nicht, daß Sie mir Verschwiegenheit versprochen haben“, warnte der Inspektor.

„Darf ich auch meiner Tochter nichts verrathen? Eine gute Nachricht würde sie trösten und ermuntern.“

„Nein, jetzt noch nicht, wir wissen ja nicht, wie nahe uns der Thäter ist. Das Fräulein könnte durch ein unbedachtes Wort ihn warnen, ohne es zu ahnen und zu wollen.“

Martin nickte zustimmend, sie traten in das Haus hinein; den vielen Fragen Mössens gegenüber wurde es dem alten

Manne schwer, die Verschwiegenheit zu beobachten, wie er versprochen hatte.

Nachdem die Beiden eine Tasse Kaffee getrunken hatten, setzten sie ihren Weg wieder fort.

„Wenn Ihre Vermuthung richtig ist, daß der Mörder die Büchse im Walde zurückgelassen habe, dann wird er in den nächsten Tagen kommen, um sie zu holen“, nahm der Inspektor wieder das Wort. „Das schuldbeladene Gewissen läßt ihn nun keine Ruhe mehr, seitdem er weiß, daß auch auf ihn der Verdacht gefallen ist; er wird das Versteck nicht sicher genug halten und deshalb die Waffe zu entfernen suchen. Halten Sie also die Augen offen, die Möglichkeit liegt sehr nahe, daß Sie ihn überroffen.“

„Ich habe mir das auch schon gedacht“, erwiderte Martin, während er den gebahnten Pfad verließ und durch niederes Gesträuch tiefer in den Wald hineinschritt, „ich werde Ihren Rath befolgen und in der Nähe der Mordstelle fleißig patrouilliren.“

„Aber, lieber Herr, vergessen wir nicht, daß wir sichere Beweise für meinen Verdacht noch nicht besitzen, daß dieser Verdacht überhaupt nur eine Vermuthung ist.“

„Kennen Sie eine andere Person, auf die ebenfalls ein Verdacht fallen könnte?“

„Nein?“

„Dann wollen wir an dieser Vermuthung festhalten. Es ist eine seltsame, aber gleichwohl feststehende Thatsache, daß in vielen Fällen der Mörder an den Ort der That zurückkehrt, um sich zu überzeugen, ob er Spuren hinterlassen hat, die zu seiner Verhaftung führen können.“

„Ich möchte eher glauben, daß er danach trachtet, sich so weit wie möglich von diesem Orte zu entfernen.“

„Um, in manchen Fällen geschieht das auch, dann aber fällt der Verdacht sofort auf den Flüchtigen. Wenn der Wilderer an jenem Abend die Stadt verlassen hätte, würde er dann nicht sofort verfolgt worden sein?“

„Glauben Sie, daß er darüber nachgedacht hat?“

„Weshalb nicht? Es lag ja sehr nahe, an diese Folgen zu denken! Zudem mögen wohl auch die Mittel zur Flucht ihm gefehlt haben.“

Der Förster war stehen geblieben, er betrachtete einen Gegenstand, der im Gesträuch hing.

„Ein abgerissener Knopf“, sagte er, „in raschem Lauf muß ein Mann diese Stelle passiert haben, der Knopf klemmte sich ein, das Tuch war alt und morsch, es riß, der Mann hat's vielleicht nicht einmal bemerkt.“

Der Inspektor holte vorsichtig den Knopf aus dem Gesträuch heraus und betrachtete ihn aufmerksam dann legte er ihn in sein Portefeuille.

„Sehen Sie, hier muß der Mörder gestanden haben“, fuhr Martin im Weiterschreiten fort, „dort auf dem Fußpfade, dicht am Stamme der hohen Eiche, fanden wir den Verwundeten.“

Der Untersuchungsrichter hat diesen Ort ebenfalls besichtigt?"

"Allerdings, aber er fand nichts. Die Herren vom Gericht mögen auch nicht sonderlich nachgeforscht haben. — Baron Dagobert war ja schon verhaftet, und auf ihm allein ruhte der Verdacht. Still, sehen Sie dort!"

Auf der entgegengesetzten Seite des Weges stand Anton und sah sich nach allen Richtungen hin um, die beiden Männer, die jetzt hinter demselben Baume standen, hinter dem er sein Opfer erwartet hatte, bemerkte er nicht.

Zögernd und schen trat er auf den Weg hinaus, er schlich sich eine kurze Strecke weit und blieb vor einem Baume stehen.

Dort lag ein großer, moosbewachsener Stein, Anton stieg hinauf und griff in den hohlen Baumstamm hinein.

"Wieder nichts!" murmelte er. "Der Kerl hat nicht Wort gehalten."

Entsetzt prallte er zurück, ein Wuthschrei entfuhr seinen Lippen — vor ihm stand der Förster, der mit einem gebieterischen "Halt!" die Büchse auf ihn anlegte.

Im nächsten Moment griff ihm von hinten eine Faust ins Genick; der Förster ließ die Büchse sinken und trat hinzu, um ihm die Hände zu fesseln.

"Was soll das?" brauste Anton auf, aus dessen Augen Haß und Wuth blühten. "Ich habe nichts verbrochen —"

"Mörder!" unterbrach ihn der Inspektor, während er aus dem hohlen Baum eine Büchse, ein Pulverhorn und einen kleinen mit Kugeln gefüllten Beutel herausholte. "Wollt Ihr diesen Beweisen gegenüber noch leugnen? Mit dieser Büchse ist der Baron von Darboren erschossen worden, und Ihr habt den Schuß abgefeuert."

Martin hatte die Büchse genommen und besichtigt.

"Es ist dasselbe Kaliber", sagte er, "die Büchse sammt dem Pulverhorn sind aus dem Herrenhause gestohlen worden."

"So sucht den Dieb, ich bin es nicht", antwortete Anton trozig.

"Der Untersuchungsrichter wird es schon herausbekommen", antwortete der Inspektor, der mit seinem scharfen Blick an dem Rode des Wilderers bereits die Stelle entdeckt hatte, wo der Knopf abgerissen war, "wir haben noch andere Beweise, guter Freund!"

"Mit Eurer Krankheitskomödie habt Ihr mich nicht irre geführt", fügte Martin hinzu, "ich wußte, daß Ihr kommen würdet. Und nun vorwärts, der Abend bricht an, Eurewegen sitzt ein Schuldiger im Gefängniß."

Anton protestirte energisch gegen die Handschellen, er werde guthwillig mitgehen, denn er habe keinen Grund, die Untersuchung zu fürchten, sagte er, aber sein Protest wurde nicht beachtet, und von diesem Augenblick an schwieg er auf jede Frage, die an ihn gerichtet wurde.

Der Untersuchungsrichter war noch in seinem Bureau, als sie das Gerichtsgebäude erreichten, er nahm sofort den Gefangenen ins Verhör.

Anton leugnete trozig, er wollte an jenem Tag nicht im Walde gewesen sein, die Büchse behauptete er nie zuvor gesehen zu haben, er gestand nur zu, daß er Grund gehabt hatte, den Baron zu hassen, daß er aber keine Gelegenheit gefunden habe, seinen Haß zu befriedigen.

Dieses erste Verhör ergab kein Resultat, Dagobert konnte noch nicht entlassen werden, da die Verdachtsgründe gegen ihn nicht erschüttert waren.

Raslos war der Inspektor thätig, es gelang ihm, einen Zeugen zu finden, der gesehen hatte, daß Anton in der Nacht nach jenem Nachmittage heimgekehrt war.

Auch diese Aussage konnte den Wilderer nicht zu einem Geständniß bewegen, ebensowenig wollte Graf Morray seine Aussagen widerrufen.

Inzwischen war der Verwalter unter Mitnahme einer nicht unbedeutenden Geldsumme geflüchtet, sein Sohn hatte ebenfalls eine Reise angetreten, man fand die Kasse des Bankiers leer, es war eine Reise auf Nimmerwiederssehen!

Als der Untersuchungsrichter dies den Beiden berichtete, lobte ihre Wuth hell auf, und in diesem Aufkommen der entfesselten Leidenschaften legten sie ein volles Geständniß ab, um Rache an den Flüchtigen zu nehmen, von denen sie sich betrogen glaubten.

Graf Morray erklärte, der Bankier Eduard Schreiber habe ihm für die falsche Aussage eine bedeutende Summe versprochen, er warf nun die Maske ab und zeigte sich in seiner wahren Gestalt als Abenteurer.

Da er seine Aussagen nicht beschworen hatte, konnte er auch nicht bestraft werden, er wurde der Behörde, die ihn verfolgte, überliefert.

Anton setzte seiner Wuth gegen den Verwalter keine Schranken, er berichtete, daß dieser Mann ihn förmlich gedungen

hatte, den Baron Dagobert zu erschleien, daß er ihn zu diesem Zwecke die Büchse und die Munition geliefert hatte.

Er war fest überzeugt gewesen, daß der Verwalter ihm auch die Mittel zur Flucht liefern würde, damit seine eigene Mitschuld verschwiegen blieb, in dieser Hoffnung hatte er noch einmal die Mordstelle besucht; fand er in dem hohlen Baume das ihm versprochene Geld, so wollte er ohne Verzug sich aus dem Staube machen.

Er bekannte sich nun zu der That, aber er beharrte dabei, daß er den Mord nicht beabsichtigt habe.

Er war in den Wald gegangen, um die Büchse zu holen, dem Förster zum Aerger wollte er das Wild in Massen nieder-schießen. Er hatte eben die Waffe aus dem Versteck herausgenommen, als er den Baron kommen sah, der Haß gegen ihn flammte in seiner Seele wieder auf, zu ihm gesellte sich die Angst, daß der rohe und grausame Mann ihn entdecken und abermals mißhandeln könne.

So hatten Angst und Haß zugleich die unselige That bewirkt, für die das Gesetz nur die Todesstrafe kannte.

Anton Ungewitter wurde in der That zum Tode verurtheilt, vom Landesherrn aber zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe begnadigt. Dagobert mußte natürlich sofort nach dem Geständniß des Schuldigen aus der Untersuchungshaft entlassen werden, und wer früher am lauteften seine Schuld betont hatte, der nahm jetzt am eifrigsten ihn in Schutz.

Daß Baron Dagobert sofort nach seiner Befreiung erklart hatte, er wolle die Flüchtigen nicht verfolgen lassen, wurde ihm als Ekelmuth angerechnet, die Schurken hatten ja solche Nachsicht nicht verdient.

Man beschäftigte sich nun auch mit dem Notar Tellenbach, man sagte sich, daß der langjährige Justitiar der Familie den Intriguen gegen Baron Dagobert nicht fern gestanden haben könne, man zog aus der Verlobung des Hauptmanns Tellenbach mit der Baronesse von Darboren Schlüsse, die der Wahrheit sehr nahe kamen.

So leise und heimlich auch darüber gesprochen wurde, der Notar wußte sehr genau, wie man über ihn urtheilte, er las es in den Gesichtszügen seiner Kollegen, wenn er im Gerichtsgebäude erschien, er empfand es mit peinlicher Schärfe, wenn bei seinem Eintritt in die Weinstube das allgemeine Gespräch augenblicklich verstummte.

Am Tage nach der Entlassung Dagoberts fuhr er nach Eichendorff hinaus, er mußte wissen, woran er war, und was er von dem nunmehrigen Majoratsherrn zu erwarten hatte.

Er fand dort einen Kreis von Menschen, die alle ihm nur feindlich gesinnt waren, und deren Gesinnungen gegen ihn nicht einmal durch das eigene Glück gemildert wurden.

Baronin Abulgunde hatte kurz vorher Kössen in die Arme Dagoberts geführt und ihren mütterlichen Segen zu dieser Verbindung gegeben. Für sie war das ein großes Opfer gewesen, und gewissermaßen als Entschädigung dafür forderte sie die strengste Verfolgung des Mannes, der mit seinen schlimmen Rathschlägen stets ihr Feind gewesen war.

Dagobert, der Rittmeister von Schwind, Doktor Steinfelder und dessen Braut, ja sogar Baronesse Theodore, die doch seine Schwiegertochter werden sollte, verurtheilten ihn scharf, sie nannten ihn den bösen Dämon des Barons Kurt von Darboren.

Er suchte sich gegen die Vorwürfe zu rechtfertigen, die ihm gemacht wurden; es war nutzlose Mühe, Baronin Abulgunde erinnerte ihn an ihre Ueberführung in die Irrenanstalt und erklärte, es gebe nichts, was diese niederträchtige Handlung rechtfertigen könne.

Es gelang ihm nur mit großer Mühe, Dagobert zur Bewilligung einer geheimen Unterredung zu bewegen.

Er wollte nun nachweisen, daß der Haß der Baronin unbegründet sei, und daß er auch jetzt noch nach dem Wortlaut des Familienstatuts die Berechtigung habe, gegen die Uebergabe des Majorats zu protestiren, daß es somit im Interesse der Familie liege, auf jeden Angriff gegen ihn zu verzichten; aber Dagobert schnitt ihm das Wort mit der Erklärung ab, er habe schon beim Gericht den Antrag gestellt, den Doktor Hermann Steinfelder zum Justitiar der Familie Darboren zu ernennen.

Verzichte er auch auf die Verfolgung des flüchtigen Verwalters, so sei damit noch nicht gesagt, daß er alles vergeben und vergessen wolle, im Gegentheil, er sei entschlossen, alle Verwaltungsbücher und amtlichen Handlungen des Justitiars einer strengen Prüfung zu unterwerfen.

Er wisse, daß der Hauptmann Tellenbach diesen Entschluß billige, und aus Rücksicht auf den Verlobten seiner Cousine werde er auf eine criminelle Untersuchung verzichten, das sei aber auch die einzige Rücksicht, die er nehmen könne und dürfe.

Der Notar versicherte noch einmal, daß er sich von jeder Schuld frei wisse, und daß auch eine Criminaluntersuchung nichts Strafbares an den Tag bringen könne. Dann warf er

die Frage auf, ob und was der Majoratsherr für seine Cousine zu thun gedenke.

Dagobert antwortete darauf, daß der Nachlaß seines Onkels eine standesgemäße und reiche Aussteuer der Braut sicher stelle; außerdem werde Baroness Theodora von ihm eine bedeutende Jahresrente aus den Einkünften des Majorats empfangen.

Damit war das Gespräch beendet, der Notar nahm mit schwerem Herzen Abschied, er hatte nun die Gewißheit, daß er keine Nachsicht erwarten durfte.

Aber er trug trotzdem das Haupt hoch erhoben, als der alte Kammerdiener ihm das Geleit zum Wagen gab. Die siegesfrohe, triumphirende Miene gefiel ihm nicht.

„Wir werden Sie hier nun wohl auch nicht oft mehr sehen, Herr Notar?“ erlaubte der Kammerdiener sich zu fragen.

„Wahrscheinlich nicht, aber ob es dadurch besser wird, das steht auf einem anderen Blatt geschrieben“, erwiderte der Notar ironisch, „Ihr alle werdet keine Freude daran haben, wenn die zukünftige Gnädige das Regiment führt. In Euren Augen bleibt sie die Tochter des Försters, deren Hochmuth Euch oft genug geärgert hat.“

„Verzeihen Sie, wir haben sie bereits von einer besseren Seite kennen gelernt“, sagte Jakob lächelnd, „sie wird uns eine gütige Herrin sein.“

„Und Ihr Herr Papa sitzt mitten unter Euch im Gesindezimmer!“

„Auch das ist eine falsche Voraussetzung. Der Herr Förster tritt in den wohlverdienten Ruhestand und lebt in der Stadt von seinen Renten. Die Diener, die auf Haus Eichendorff bleiben, und ich freue mich, daß ich zu ihnen gehöre, sind alle um ihr ferneres Geschick unbesorgt, Untrene schlägt stets den eigenen Herrn, das hat Ranni erfahren müssen, die nun zusehen mag, wo sie ein so gutes Unterkommen wieder findet.“

Der Notar stieg schweigend in den Wagen und nickte dem alten Manne noch einmal zu, wie er es in früheren Jahren gethan hatte; er wollte ihm seinen Aerger über die vernichteten Hoffnungen nicht verrathen.

„Verloren!“ murmelte er, als der Wagen von bannen rollte, „alles verloren! Ich spielte da banque und meine Rechnung war falsch. Nun sind wir am Ende angekommen, und es bleibt mir nur noch übrig, das letzte Opfer zu bringen.“

Er kam in scheinbar heiterer Stimmung am Abend dieses Tages nach Hause, Georg war nicht anwesend; der alte Mann fragte einige Male nach ihm, bevor er zu Bette ging.

Er hatte in seinem Arbeitszimmer bis in die Nacht hinein gearbeitet und einige Flaschen schweren Weines getrunken. Das letzte Glas nahm er mit ins Schlafgemach; man fand es am nächsten Morgen in Scherben auf dem Fußboden — der Notar Tellenbach war todt, es schien ein sanfter, plötzlicher Tod gewesen zu sein, ein friedlicher Zug lag um die erstarrten Lippen.

Der Hausarzt war sofort gerufen worden; Georg führte ihn zur Leiche.

Der Doktor neigte sich über den Todten, sein Gesicht war bleich, als er das Haupt wieder erhob.

„Wir wollen einen Herzschlag als Todesursache bezeichnen, Herr Hauptmann“, sagte er leise, und Georg, der erschreckt zusammenfuhr, verstand ihn augenblicklich. „Entfernen Sie die Glasscherben, ehe es einer neugierigen Person einfällt, die Flüssigkeit die an ihnen noch klebt, einer Prüfung zu unterziehen.“

Im Cabinet des Vaters fand Georg einen versiegelten Brief mit der Adresse Dagoberts; er selbst brachte ihn hinaus.

Dagobert war erschüttert, als er die an ihn gerichteten Zeilen gelesen hatte.

„Der Tod säubert alles“, sagte er, „der letzte Wunsch Deines Vaters soll erfüllt werden, dem todtten Gegner kann ich verzeihen, von einer gerichtlichen Untersuchung ist nun keine Rede mehr.“

Er zündete eine Kerze an und hielt den Brief über die Flamme, bis das Papier vom Feuer verzehrt war, dann schüttelte er dem Freunde die Hand, der letzte Schatten, der ihren Blick in die Zukunft noch getrübt hatte, war nun geschwunden.

— Ende! —

Die Perlhühner.

Eine harmlose Geschichte von Anna von Franke.

(Nachdruck verboten.)

Da es in der Natur des Menschen liegt, stets das zu erstreben, was ihm schwer erreichbar ist, so bemüht sich die ganze Einwohnerschaft unserer Straße, ihren sogenannten Gärten einen möglichst ländlichen Anstrich zu geben. Der eine baut auf der kleinen Parzelle, die wie eine Kommodenschublade zwischen hohen Mauern eingeschachtelt ist, allerlei Blumen und Gemüse, die „wunderbarerweise“ nie

recht geraten wollen; der andere versucht's mit einem Baum — das einem ist buchstäblich zu nehmen! — und feiert darunter bei Gelegenheiten mit Hülfe einiger Champions italienische Nacht; der dritte rebet stolz von einer Bleiche und legt seine Wäsche auf ein zweifelhaftes Grün, die Mehrzahl aber macht es wie wir und hält sich einen „Hühnerhof“. Die Freunde, die mit mir unser Häuschen bewohnen, sind ganz meiner Meinung, daß selbstgezogener Hahnenbraten am besten schmeckt, und so wenden wir Mühe, Fleiß, Liebe und Geld auf unser Federvieh, das auch in Anbetracht der Verhältnisse leidlich gedeiht und keine zu großen Unkosten macht, worauf wir sehr stolz sind.

Aber wie es so geht, daß Erfolge ehrgeizig machen und man immer mehr erreichen möchte, so ging es auch uns. Eines Tages strebten wir nach höheren Zielen, beschloßen, unseren Hühnerhof durch Hergesflügel zu verschönern, und kamen auf den Gedanken, uns Perlhühner anzuschaffen. Gesehen hatte keiner von uns derlei Tiere, außer mir, der mir aus der Jugendzeit ein anmutiges Bild von zierlichen Geschöpfen vorschwebte, deren Gefieder mit weißen Tüpfchen übersät war, und ich beschrieb sie meinen Freunden demgemäße. Wir sahen dann im Geflügelbuch nach, da stand viel von dem lederen Fleisch der Perlhühner, nachher kam ein etwas bedenklicher Passus, der lautete: „Sie entschädigen für ihr unangenehmes Geschrei durch ihre schwachhaften Eier usw.“ Na also, das war ein Trost, so arg viel würden sie doch wohl nicht schreien, kurz, wir entschieden uns für die Anschaffung der interessanten Vögel. Meine Freundin Luise fuhr nach einer benachbarten Ortschaft, um unsere Perlhühner zu holen, die ein Verwandter von ihr für uns besorgt hatte, da es in unserer Stadt diese Tiere nicht gab. Ihr Mann, die Kinder und ich blieben in gespannter Erwartung zurück und verhandelten inzwischen die wichtige Frage, ob unsere angestammten Hühner die fremden Eindringlinge dulden würden. Unser Hahn verstand in solchen Dingen keinen Spaß, und wenn die Perlhühner wirklich so zierliche Geschöpfe waren, wie ich sie in der Erinnerung hatte, mußten wir auf ihren Schutz bedacht sein. Unter diesen Ueberlegungen verging der Nachmittag, und es wurde sieben Uhr, die Stunde, da Luise zurückkommen sollte, aber sie kam nicht! Nun, sie konnte auch mit dem Nachhuszug kommen, ihr Mann ging ihr entgegen, aber auch der Nachhuszug brachte die Ersehnte nicht. Ein genaues Studium des Fahrplans folgte! Vor zehn kam nun kein Zug mehr von dieser Seite, und es hieß warten! Die Kinder gingen zu Bett, die Dame, „die oben wohnt“ und sich auch für Hühnerzucht interessiert, kam auf ein Blauberständchen, und so harrierten wir zusammen auf die zehnte Stunde. Aber auch diesmal kam Heinrich ohne seine Gattin vom Bahnhof zurück, und es wurde uns nun ernstlich bange. Schon wollten wir eine telegraphische Anfrage aufsetzen, als es stürmisch an der Haustür schellte.

Wir eilten hin, da stand Luise blaß und verheßt. Ihr Mann hatte sie verfehlt, weil sie in den Gepäckraum mußte, ein Dienstmann mit einem großen Schließkorb erschien im Hintergrund, außerdem war es ihr unmöglich, früher zu kommen, weil „sie“ sich so schwer fangen ließen und das gesamte Hauspersonal „ihnen“ durch Hof und Garten nachjagen mußte, und dann waren alle Körbe zu klein. Für die zierlichen Tierchen? fragte ich erstaunt und maß das Korbungetüm mit den Augen, das der Dienstmann stöhnend in der Küche niedersepte.

Luise sank erschöpft in einen Stuhl. „Na, so sehr klein sind die Perlhühner gerade nicht!“ bemerkte sie. „Man muß sie bald aus dem Korb lassen, sie sitzen zu drei recht eng darin.“

Das mußten wohl andere Perlhühner sein, als ich sie in der Erinnerung hatte, und mir wurde ein wenig verlegen zu Mut, dann aber, nachdem sich Luise ein wenig geruht und erquidat hatte, siegte die Neugier, und es ging an die Oeffnung des geheimnisvollen Korbes. Er war mit Bindfaden verschnürt, drinnen ruspelte und raschelte es heftig. Nach und nach bekamen wir den Deckel frei. „Mein Gott, das sind ja Truthühner!“ riefen wir erschrocken, als wir die drei riesengroßen Vögel erblickten, die ängstlich zusammengekauert dasaßen und von dem grellen Licht geblendet waren. Luise rief: „Nein, das sind raffeechte Perl-“. Da ging es ritsch, ralsch aus dem Korb heraus, und drei Ungetüme fausten, unter gräßlichem Spettakel über uns hinweg, in die Küche hinein. Sie verschwanden blischnell in dunklen Ecken, das eine unter dem Herd, das andere unter dem Wasserstein, das dritte unter dem Schrank.

Es blieb uns nicht anderes übrig, als sie mit vereinten Kräften einzufangen, was bis gegen Mitternacht dauerte und

und lebhaft Körperbewegung verschaffte; dann trug Heinrich die überwältigten Felle einzeln in die Waskküche, wo sie mit Futter und Wasser für die Nacht versehen wurden. Nun hatten wir Ruhe und trösteten uns mit dem Gedanken, daß die Tiere allerdings größer seien, als wir dachten, daß sie aber bei genügender Sorgfalt und Pflege wohl in unseren Hühnerhof passen würden. Luise erzählte noch, was wir herzlich gern glaubten, welche Mühe das Einfangen der Perlhühner bei ihrem Bette gemacht habe, und dann gingen wir todmüde zu Bett.

Es war eine laue Sommernacht, die Fenster standen weit offen, ich genoß des süßen Schlafes nach allen Mühen, leise strahlte das erste Grau in die schwarzen Töne des Himmels, die Uhr schlug zwei — Täh-täh-tetterembäh! — ging es plötzlich in durchdringendem Ton durch die Stille. Ich fuhr auf. Was ist das? Täh-täh-tetterembäh! Schmetterte es wieder, und ging weiter Tempo furioso mit dem Klang einer geduldeten Kindertrompete. O Gott, die Perlhühner!

Schuldbewußt barg ich mein Haupt in die Kissen und suchte mir nach Kräften die Ohren zuzustopfen, indem unangenehme Gedanken von Klagen der Nachbarhaft und polizeilichen Protokollen in mir aufstiegen. Mit Mühe erzielte ich noch ein paar Stunden unruhigen Schlafes mit Angstträumen, in die das schreckliche Trompetengeschmetter aus weiter Ferne hineintönte.

Wenig erquidigt stand ich auf und eilte, so schnell wie möglich, in unser Gärtchen. Das Geschrei war endlich verstummt und Heinrich unterhielt sich mit einigen Nachbarn, die neugierig fragten, ob wir uns Enten angeschafft hätten, was er mit gutem Gewissen verneinen konnte. Dann kam der große Augenblick, wo die fremden Gäste ins Gärtchen gebracht wurden, in dem unsere Hühnerschar munter herumspitzte. Besorgnisse, daß den Perlhühnern etwas geschehen könnte, hegten wir natürlich nicht mehr, eher das Gegenteil, aber was nun geschah, übertraf unsere kühnsten Erwartungen.

Ein Blick auf die drei Ungetüme, die grau und unheimlich wie das Schicksal daherkamen, und mit schrillum, jammervollem Gaderen zerstob alles in jäher Flucht! Die Angst vertrieb den Hühnern Taubenschwingen, denn sie flogen tatsächlich, gleich Seglern der Lüfte, und ehe wir es uns versehen, waren sie nach rechts und links über die Umfassungsmauer verschwunden, und wir standen mit unseren drei Perlhühnern einsam da.

Es kostete die Arbeit einiger Stunden, bis die Flüchtlinge, unter teilnahmloser Hilfe der nachbarlichen Jugend, wieder eingefangen waren und wir kein teures Haupt mehr vermisten. Heinrich stuft ihnen vorzüglich die Flügel, und dann konnten sie ihren heimischen Boden ungehindert betreten, denn die Ungetüme waren in der Drahtgeizämnung untergebracht, die für besondere Fälle dem Hühnervolk errichtet ist. Es schien ihnen da zu gefallen, sie wandelten hin und her, trauten und schauten und entwickelten einen ihrer Körpergröße entsprechenden Appetit. Wir betrachteten sie nachdenklich, wie sie sich da im Sonnenschein präsentierten. Häßlich waren sie nicht, abgesehen von dem unschönen Kopf und der ungelungenen Figur! Der Hals schimmerte wie Perlmutter, und das übrige Gefieder war eine weiche, duffige, nebelgraue Masse, von pilanten weißen Perlen überfät. Man hätte Lust empfunden, dies zarte Federwerk zu streicheln, behaglich die Hand über seine elastische Masse gleiten zu lassen, wenn nicht die Erinnerung an die gestern empfangenen Schnabelhiebe gewesen wäre.

Da schellte es an der Haustür, und ein Sachverständiger, den wir gebeten hatten, erschien im Gärtchen, um sich unsere Wundertiere anzusehen. Er ist wirklich ein Sachverständiger, denn er hat einen Geflügelhof, zieht Rasttiere, versteht alles aus dem ff und gibt Dilettanten freundlichen Rat. Feierlich nahm er unsere neue Erwerbung in Augenschein und hüllte sich zuerst in Stillschweigen, indessen wir ihm unsere Erfahrungen mitteilten.

„Ja, ja, das ließ sich denken,“ sagte er dann, „Sie hätten mich besser vorher um Rat gefragt. Mit diesen Tieren ist wenig anzufangen! Erstlich brauchen die Perlhühner freien Auslauf, das haben sie hier nicht, zweitens gehen sie zur Nacht mit Vorliebe auf hohe Bäume, das haben sie hier auch nicht, und drittens sind diese Exemplare hier so alt, daß Sie wenig Freude von ihnen haben werden. Zu Braten sind sie natürlich nicht mehr zu verwenden.“

„Offentlich sind sie nicht zu alt zum Legen?“ warf ich kühn ein. „Im Geflügelbuch steht ja, daß Perlhühner

Der Sachverständige lachte hierauf, daß er sich die Seiten halten mußte. „Was sollen sie tun? Eier legen? Ne, das tun die da gewiß nicht! Das sind nämlich drei Hähne!“ Tableau!

Noch am Abend ging eine Anzeige an den General-Anzeiger, des Inhalts, daß Umstände halber drei rasseechte Perlhühner billig zu verkaufen seien, und wir hofften auf einen Käufer.

Wir mußten aber acht Tage in Haugen, Bangen, gestörter Nachtruhe und vielfacher Tagesnot hinbringen, bis sich endlich einer unser erbarmte.

Der Gemüselieferant nahm, gegen Zahlung in Naturalien, unsere Plagegeister mit sich. Er wohnt weit draußen, hat ein großes Ansehen, mit Hof, Garten und Feldern, da passen die Perlhühner wohl besser hin, als zu uns in die Stadt. Er hat sie auch behalten, obwohl wir noch längere Zeit von unheimlichen Ahnungen heimgesucht wurden, daß er sie uns wiederbrächte, weil sie zu viel Geschrei machten und keine Eier legten.

Die Warnung.

Er stand bekommen vor dem Vater seiner Angebeteten.

„Nun, Herr Plämpe,“ sagte der alte Herr mit einem freundlich-ernsten Lächeln. „Ich kann mir denken, was mir das Vergnügen Ihres Besuches verschafft. Ich vermute, Sie wollen mich um die Hand meiner Tochter Helene bitten.“

„I — j — a — freilich, Herr Miesberg. Ich — ich — würde mich glücklich schätzen, wenn Sie —“

„Hm, hm. Haben Sie schon mal darüber nachgedacht, mein lieber Herr Plämpe, was heiraten alles bedeutet? Was Sie alles zu —“

„Oh,“ unterbrach ihn eifrig der junge Bewerber, der seine ganze Sicherheit plötzlich zurückgewonnen hatte, „darüber brauchen Sie sich nicht die geringste Sorge zu machen, verehrter Herr Miesberg. Ohne mich überheben zu wollen, kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß Helene als meine Frau in dem gleichen Stile leben kann, in dem sie erzogen worden ist. Ich habe im Bankgeschäft meines Vaters heute schon eine glänzende Stellung inne, die ich mir durch eigenen Fleiß und Tüchtigkeit erworben habe und sobald ich den Unterschied zwischen Vorprämien und Rückprämien genau kennen gelernt habe, soll ich als Teilhaber aufgenommen werden.“

„Das ist alles sehr schön. Aber das war es nicht, was ich eigentlich wissen wollte. Sagen Sie mal, lieber junger Freund, haben Sie sich meine Frau, die Mutter Helenens, schon sorgfältig angesehen?“

„Ich weiß nicht, ob ich Sie recht verstehe, Herr Miesberg.“

„Ich meine, wie Ihnen meine Gattin gefällt?“

„Oh, Ihre Frau Gemahlin steht bei mir in höchster Achtung.“

„Wirklich? In der Tat? Nun, mein lieber Herr Plämpe, als sie zwanzig Jahre zählte, war sie gerade so süß und so schlank und so hübsch und so bescheiden, wie jetzt Helene ist. Sie können's mir glauben, sie glich in allen Stücken meiner Tochter.“

„Ach, wie reizend!“

„Nun, wünschen Sie noch immer meine Tochter zu heiraten?“

„Das Leben ohne Helene würde für mich eine Hölle sein.“

„Nun schön, dann werde ich wohl meine Einwilligung geben müssen.“ „Aber,“ sagte der alte Herr zu sich selbst, als sein Schwiegersohn in spe freudestrahlend davon gestürzt war, „ich wasche meine Hände in Unschuld. Gott sei Dank, ich habe mein Gewissen salviert. Mir kann er später keine Vorwürfe machen.“



Der Zeuge mit den Banknoten. Wohl eine der sonderbarsten Ansprüche, die jemals an eine Bank gestellt wurde, hatte die belgische Nationalbank kürzlich zu befriedigen. Eine alte Bäuerin hatte ihre Jacke, worin sich ihr ganzes Barvermögen von 12 000 Franken in Noten der belgischen Bank befand, auf die Wiese gelegt. Während sie ihrer Beschäftigung nachging, ließ sie die Haussiege auf der Wiese das spärliche Gras abweiden. Die Siege kam in die Nähe der Jacke und beschimpfte sie, wobei die Banknoten herausfielen und von ihr gefressen wurden. Um ihr Geld zu retten, ließ die Bäuerin die Siege schlachten und reichte das dem Magen des Tieres entnommene zerkaute Papier bei der Bank ein, mit dem Antrage, die gefressenen Banknoten zu ersetzen. Nachdem die Bank den Catbestand durch chemische Untersuchungen und andere Nachforschungen festgestellt, zahlte sie der Bäuerin die 12 000 Franken aus.

Der Humorist



Freibeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.



Nr. 8.

Donnerstag, den 2. März 1905.

20. Jahrgang.

Bis zum Ende.

Wie schön war's als der Jar es sprach
Und ganz Rußland sprach es nach:

„Ich kämpfe bis ans Ende.“

Nun — scheint es — ist das Ende nah,
Doch anders als der Jar es sah
Und Rußland ringt die Hände.

Bestraft ist oft die Brählerei!

Sieglos blieb in der Mandschurei

Das angestrenzte Ringen,

Im Innern wilder Aufruhr schallt,

Und wütht und wird — wer weiß wie bald —

Das Jarenthum verschlingen.

Ein Sprichwort geht mir durch den Sinn

Und leise sag' ich's vor mich hin

Und nide mit dem Haupte. —

Dies Sprichwort sagt uns ganz bestimmt:

Dah' erstens es viel anders kimmt

Und zweitens als man glaubte.

Der Herr Kamerad.

Humoreske von E. H. v. Jagorh.

(Nachdruck verboten.)

„Gleich kann er hier sein. Und ich bitte mir aus, daß diese Jammereien verschwinden und meine Familie dem Kamerad ein freundliches Gesicht zeigt.“ Der Herr Rittersgutsbesitzer Erdmann sagte das sehr energisch, sehr nachdrücklich zu seiner Frau und Tochter — so, als wollte er sagen: Widerspruch gibts nicht. Wenn die Damen aber auch hätten widersprechen wollen, es war zu spät dazu.

„Kein Ort, der Schutz gewähren kann,

Wenn meine Büchse zielt,

Und dennoch hab' ich harter Mann,

Die Liebe auch gestählt.“

Klang es eben frisch und fröhlich aus den Kehlen der Jäger.

Und so singend zogen sie in das Dorf hinein, bestaubt, erhibt und gebräunt, aber lustig und stramm. Echte Jägergestalten, an denen man seine Freude haben konnte. Alles war denn auch auf den Beinen; die älteren Generationen begnügten sich damit, strahlend auf ihre Einquartierung zu blicken, die jüngste aber lief mit glänzenden Augen neben den Jägern her, die vor dem Schulzenhause, wo die „Quartiermacher“ sie erwarteten, Halt machten. Ein paar Minuten später schwenkten sie in die ihnen zugewiesenen Quartiere ab, meistens ein Kind an der Hand, das sie strahlend und stolz „zu uns, zu Haus“ führte. Gefolgt von einigen Mannschaften bog der Offizier in den Weg zum Gutshofe ein.

Herr Erdmann erwartete seinen Wandergast an der Schwelle des Hauses mit strahlendem Gesicht. Er freute sich auf „seine Einquartierung“ und hatte das halbe Haus schier umgekehrt, um es ihm recht behaglich zu machen. Sein Leutnant und seine Mannschaften sollten sich wohl und behaglich bei ihm fühlen. Und er wußte es doch sehr genau, was dazu nötig war, hatte er doch selbst lange Jahre den bunten Rock getragen und kannte Wanders Leiden und Freuden aus eigener Erfahrung. Hammelbraten und Gurfensalat konnte er z. B. immer noch nicht essen, weil er einmal auf einem Bauernhose vier Wochen lang nur dieses Essen

Tag für Tag bekommen hatte. Darum sollte sich der Herr Kamerad und seine Leute die vierzehn Tage auf seiner Scholle wie „zu Hause“ fühlen.

„Willkommen, herzlich willkommen, Herr Kamerad!“ rief er dem jungen Jägeroffizier freundlich entgegen und ging mit ausgestreckter Hand auf ihn zu.

Ein eigentümliches Lächeln ging über das hübsche, braune Gesicht des jungen Offiziers bei der freundlichen Begrüßung. Die Hände schlugen zusammen, die Rechte fuhr erst nach dem Helm, er verbeugte sich lächelnd und dann schüttelten sich die Herren die Hände, als ob sie schon einen Schessel Salz miteinander gegessen hätten.

Im Triumph führte Herr Erdmann seinen Kameraden in das Haus und begleitete ihn selbst auf sein Zimmer.

„Möchten Sie sich hier recht zu Hause fühlen, Herr Kamerad,“ sagte er freundlich, und dann ging er höchst befriedigt zu den Seinen. Der Herr Kamerad hatte sehr sympathischen Eindruck auf ihn gemacht.

Im Speisezimmer war der Frühstückstisch gedeckt. Frau Erdmann und ihre einzige Tochter Olga erwarteten dort den Wandergast.

„Ein prächtiger Mensch, so ein echter Soldat,“ rief Erdmann seinen Damen lebhaft zu, „er wird bald hier sein, gefällt mir ausgezeichnet“ und er rieb sich dabei vergnügt die Hände. „Sieh ihn Dir genau an, Olga, wenn der Dir gefällt, hab' ich nichts dagegen, das ist doch ein anderer Mann, als Dein Altker von der Feder. Den ließ ich mir schon gefallen — der andere aber — ne — ich hab's ihm hier schwarz auf weiß gegeben, soll bei seinem Bücherkrum bleiben und mir nie über meine Schwelle kommen.“ — Diese Worte klangen so scharf, daß die Augen des jungen Mädchens sich mit Tränen füllten, hilfesuchend blickte sie auf die Mutter hin.

„Wie heißt denn der Leutnant, Altkerchen?“ fragte diese freundlich ihren Mann.

„Gerstenberg heißt er.“

„Gerstenberg,“ wiederholten beide Damen verblüfft.

„Na ja, Gerstenberg — was ist da zu verwundern? Es gibt eben viele Hunde, die Pudel heißen,“ erwiderte Herr Erdmann ärgerlich. „Uebrigens schreibt er sich ganz anders, als Euer Tintenfisch, der Leutnant schreibt sich G-e-r-s-t-e-n-b-e-r-g — also mit einem g am Schluß und Euer Doktor mit einem d am Ende.“

Was der alte Herr sonst noch weiter sagen wollte, unterblieb, denn es klopfte und der Herr Kamerad trat eben in das Zimmer.

Freundlich grüßend trat ihm die Frau des Hauses entgegen. Der junge Offizier verbeugte sich tief und küßte der Dame respektvoll die Hand. Als er den Kopf hob, blickte sie ihn einen Augenblick wie erstarrt an, seine Augen blickten flehentlich, sie warf einen raschen Blick auf ihren Mann, es zuckte um ihren Mund, sie mußte sich das Lachen verbeissen, lächelnd hieß sie darauf den jungen Offizier noch einmal „Herzlich willkommen in unserem Heim“. — Und Olga! — Es geht nichts über die Augentelegraphie — wenn Papa Erdmann die verstanden hätte, dann hätte er sein blaues Wunder erlebt.

So sah er nur, daß seine Olga, ganz so wie er es gewünscht hatte, den Herrn Kameraden ebenfalls herzlich willkommen hieß und dabei sehr rot wurde. Er war sehr zufrieden mit seinen Damen — nun, eigentlich hatte er

„Warum er nicht? Die Fehler einer schönen Frau, die man liebt, nimmt man nicht schwer. Welchen Kontrast bilden unsere Charaktere, Ernestine. Du warst und bist das sanfte, friedliche Element hier im Hause und ich der Heißsporn. Und trotzdem, wie glücklich bin ich geworden!“

Er ermahnte in seinem Egoismus gar nicht die Tragweite dieser Worte und nichts lag der selbstlosen Frau ferner, als ihn darauf hinzuweisen, welche große Geduld sie noch heute mit dem herrischen, leicht erregten Manne zu üben hatte. Es genügte ihr, daß er sein Glück in ihr und daß sie es in ihren Kindern gefunden hatte.

„Gewiß, lieber Bogislav“, stimmte sie in ihrer ruhigen Weise zu. Er hatte sich hinter ihren Stuhl gestellt, sanft die Hand auf ihren glatt geschaitelten Kopf gelegt und blickte von dort her auf ihr Spiegelbild. Man sah es seiner Miene an, er liebte seine Frau.

„Gerda ist die einzige, die Dir ein bißchen, aber auch nur ein bißchen ähnlich sieht, Ernestine“, bemerkte er.

„Liebster, diese Neckerlichkeiten! Sie sind so nebensächlich. Gerda hat ein goldenes Herz, darüber solltest Du Dich freuen.“

„Ich hätte mich besser konservieren können“, antwortete er, ohne von seinem Gedankenwege abzuweichen, „mein langes Knochengröst ist nicht mehr schön.“

Dabei versenkte er sich aber mit befriedigter Miene in die Betrachtung seiner Person. Ein rötlich-blonder lagerer Herr sah ihm aus dem Spiegel entgegen, dessen vornehm getragene Gestalt einen hartschaligen Kopf mit unruhigen Zügen trug. Ueber die schmalen, beweglichen Lippen zog sich ein etwas fuchziger Schnurrbart hin. Die Seiten des Gesichtes bedeckte ein ziemlich üppiger Badenbart, der das ausrasende kräftige Kinn frei ließ und sich am Halse herunter in langen Enden zuspitzte.

„Die Nerven“, schalt er, „die haben es mir angethan und all der Ärger, den eine große Familie, wie die unserige, im Laufe der Zeit so mit sich bringt. Sonst sähe ich jünger und viel besser, viel besser aus, was, Ernestine?“

„Das glaube ich auch, ja“, bestätigte seine Gattin.

Es wurden dann noch verschiedene wirtschaftliche Angelegenheiten und einige auf das Fest bezügliche Einrichtungen besprochen. Als sie sich darüber verständigt hatten, überließen sie sich Beide dem Schläfe.

Das stattliche Herrenhaus des Rittergutes Fürstenrode lag inmitten eines herrlichen Parkes von uralten Bäumen. Es war ein alter Herrensitz, ein mittelalterlicher Bau, dessen winkelige Fronten mit den vielen Erkern, Thürmchen und Balkonen ein malerisches Aussehen gehabt hätten, wenn sich im Laufe der Zeit nicht die jeweiligen Besitzer durch geschmacklose Neuerungen und moderne Abänderungen daran versündigt hätten. Die Thürme hatten nordische Kappen mit Wetterfahnen neuester Konstruktion erhalten, Thür und Thor alles war modernisiert worden. Von einem Stil konnte nicht mehr die Rede sein. Eine breite, mit Oleander- und Lorbeerbäumen geschmückte Terrasse vor der Front führte in die sich davor ausbreitenden gärtnerischen Anlagen. Auf der Rückseite des Herrenhauses traten die Bäume vor einem sehr großen mit breitem Fahrweg umzogenen Rasen zurück. Auf diesen sich weit ausdehnenden Platz führte von der zurückliegenden Landstraße her eine schattige Kastanienallee.

Abseits, durch Busch und Baum versteckt, befanden sich sämtliche Wirtschaftsgebäude des Gutes. Die ausgebeuteten Liegenschaften verloren sich ringsum in weiter Ferne. Es war ein schönes, reiches Besitztum.

Durch ein hohes Portal gelangte man ins Herrenhaus, in eine weite, mit Jagdemblemen ausgeschmückte Halle, deren schönster Prunk eine breite, marmorne Doppelreppe war, die ins erste Stockwerk führte, in kleine und große saalartige Gemächer. Ueberall herrschte der gleiche moderne Luxus. Deckenhöhe Spiegel, schwere Stoffvorhänge, kostbare Polstermöbel, an den Wänden nachgebunkelte Ahnenbilder, Stillleben, Jagdstücke, je nach dem Charakter des betreffenden Zimmers. Die langen, düsteren Gänge waren durch neue in die massiven Mauern eingefügte Fenster oder durch Oberlicht hell gemacht. Hier und da überraschte noch der Anblick einer in die Thürme führenden Wendeltreppe.

Die Schlafzimmer der Töchter befanden sich am Ende eines breiten Ganges, und zwar je zwei und zwei gegenüber. Gisela und Gerda, die sich besonders innig zugehörten, theilten das ihrige.

Es war ein großer lustiger Raum mit Ausblick auf den Park. Gisela liebte lebhaft, glühende Farben. Das Zimmer machte durch seine buntfarbigen und buntgewürfelten Vorhänge, Teppiche und allerlei kleinen Schmuck einen exotischen Eindruck. Das daranstoßende kleine Boudoir zeigte mildere Farben und war im Rokoko-Stil eingerichtet. Vor dem Fenster stand in

schräger Aufstellung ein zierlicher Schreibtisch mit vielen Nippes, auf seinem Aufbau eine kostbare Lampe, deren helles, durch einen rothen Schleier gedämpftes Licht in diesem Augenblick voll auf die Besitzerin des kleinen Raumes, auf die schöne Braut fiel.

Sie hat den kleinen Kopf, der grazios auf dem schlanken Halse saß, ein wenig vorgebeugt. Sie schrieb. In dem vollen Knoten ihres braunen, rötlich schimmernden Haares glühten blutrothe Nessel.

Ein mit schwarzem Sammet besetztes Kleid, von schöner gelber Farbe umspannte leicht und gefällig den schlanken Oberkörper des jungen Mädchens und fiel in weiten Falten von den Hüften herunter. Sie schrieb eifrig und offenbar mit erregtem Gemüthe. Zwischendurch legte sie ab und zu einmal die Feder nieder, athmete schwer auf und lehnte sich in den Sessel zurück, aber immer wieder nahm sie sie zur Hand und ließ sie über's Papier fliegen.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst, Litteratur und Wissenschaft.

Ein deutscher Ordens-Almanach erschien soeben im Verlag von Carl Duncker, Berlin W 35. Die Verleihung eines Ordens ist ein Staatsakt, der als solcher in die dafür vorhandenen Listen eingetragen wird. Aus dieser Thatsache heraus, besitzen die meisten deutschen Staaten gedruckte Ordenslisten. Diese registriren jedoch lediglich die Thatsache der Verleihung und schließen damit ab. Eine Ergänzung der Personalien der Ritter findet nicht statt. Der heutige General, welcher einst als junger Offizier einen Orden erhielt, steht immer noch in dieser letzteren Eigenschaft in den Büchern des betreffenden Staates und das Gleiche gilt für Staatsbeamte und Privatpersonen. Auch die Abgänge werden nur dann registriert, wenn sie zur amtlichen Kenntniß gekommen sind. Infolgedessen finden sich auch längst Verstorbene noch in diesen Ordenslisten vor, die im allgemeinen überhaupt nicht für die Oeffentlichkeit, sondern nur für die amtliche Benutzung bestimmt sind. Unter diesen Verhältnissen wurde der Gedanke, aus diesem losen und unzugänglichen Material einen „Deutschen Ordens-Almanach“ für die interessirten Kreise herauszuarbeiten, von den betreffenden Behörden der einzelnen Bundesstaaten durchweg zustimmend, vielfach sogar mit Anerkennung begrüßt. Das vorliegende Werk konnte daher unter sehr wohlwollender amtlicher Unterstützung hergestellt werden. „Der Deutsche Ordens-Almanach“ wird alljährlich gleich der Rangliste den Staatshandbüchern und anderen amtlichen und halb-amtlichen Handbüchern erscheinen und die einzelnen Ordensritter ausführlich mit Namen, Titel, Stand, Wohn- und Geburtsort aufzählen, welchen Angaben die Orden und Medaillen der einzelnen Ordensritter folgen; die großen Orden der deutschen Staaten in Typen, die anderen Orden in Buchstaben-Abkürzungen. Das Buch will jedoch nicht lediglich ein statistisches Werk sein, sondern jedes Jahrbuch soll die engere Genealogie sämtlicher Souveräne, die Bildnisse hervorragender Ordensritter, auf einer Tafel nach und nach die sorgfältige künstlerische Darstellung sämtlicher Orden, des weiteren die historische Darstellung der Entstehung der einzelnen Orden und jedesmal einen sozial-politischen Ausfall von einem hervorragenden Gelehrten über Ordenswesen enthalten. Die Ausstattung des Buches ist vornehm, die Eintheilung übersichtlich und der praktische Werth ein großer.

Del. 3046. Photographie C. H. Schiffer, Taunusstr. 4.

Rheinisch-Westf.

**Handels- und
Schreib-Lehr-Anstalt,**

Wiesbaden, Rheinstrasse 103.



Gründl. Ausbildung für den kaufm. Beruf

Buchführung, Rechnen, Handelskorrespondenz,

Stenographie, Maschinen- und Schönschreiben.

Tag- und Abendkurse.

Prospekte gratis und franko.

6397